

Thomas Bremer (Hg.)

Materialitätsdiskurse der Aufklärung

Bücher – Dinge – Praxen



Band 4

Wissensdiskurse im 17. und 18. Jahrhundert
Discours et savoirs aux XVII^e et XVIII^e siècles

Herausgegeben von
Thomas Bremer (Halle)
in Zusammenarbeit mit Wolfgang Fink (Lyon),
Françoise Knopper (Toulouse) und Thomas Nicklas (Reims)

Thomas Bremer (Hg.)

Materialitätsdiskurse der Aufklärung

Bücher – Dinge – Praxen

Thomas Bremer ist Literaturwissenschaftler und lehrt an der Martin-Luther-Universität
Halle-Wittenberg

Die Drucklegung wurde finanziell unterstützt vom
Centre Interdisciplinaire d'Études et de Recherches sur l'Allemagne (CIERA)
und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

ciera
Centre interdisciplinaire d'études et de recherches sur l'Allemagne



Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

CXXXI

© Universitätsverlag Halle-Wittenberg, Halle an der Saale 2016

Umschlaggestaltung: pixzicato GmbH Hannover, Horst Stölger

Printed in Germany. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der photomechanischen
Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten.

ISBN 978-3-86977-130-4

Inhalt

<i>Thomas Bremer (Halle)</i> Einleitung	9
--	---

MATERIALITÄT UND WISSENSDISKURSE VOR 1750

<i>Guglielmo Gabbiadini (Bergamo)</i> Prekäres Wissen, Materialität der Tugend und Nachhaltigkeit des Glücks. Ein Versuch über die Moralischen Wochenschriften <i>Der Biedermann</i> (1727–1729) und <i>Der Jüngling</i> (1747–1748)	33
---	----

<i>Julian Heigel (Berlin)</i> Wissensgenerierung in der geistlichen Kantate des 18. Jahrhunderts	53
---	----

MATERIALITÄTEN DES ‚PAPIERNEN ZEITALTERS‘

<i>Christiane Holm (Halle)</i> Intimität als Medienereignis. Die Briefe von den Herren Gleim und Jacobi und ihre Öffentlichkeiten	67
---	----

<i>Tanvi Solanki (Princeton)</i> Rhythmus gegen den Fluss: Herder, die Oralität der Griechen und das „Meer der Gelehrsamkeit“	81
---	----

<i>Daniel Syrový (Wien)</i> Die Materialität der österreichischen Bücherzensur im 18. und frühen 19. Jahrhundert	93
--	----

EINÜBUNGEN IN DIE SCHRIFT:
ZUR MATERIALITÄT VON FIBELN

<i>Jutta Heinz (Freiburg)</i> Lesenlernen. Materialität und kognitive Praktiken in Abc-Büchern vom 16. bis zum 18. Jahrhundert	105
--	-----

<i>Andreas Golob (Graz)</i> Schreiben(d) Lernen. Zur Instrumentalisierung einer Kulturtechnik in der Spätaufklärung anhand zweier steirischer Beispielsammlungen für Recht- und Schönschreibübungen	137
--	-----

<i>Tobias Fuchs (Erlangen)</i> Schreiben wie gedruckt. Zur Materialität von Autorschaft in <i>Jean Pauls Leben Fibels</i>	165
---	-----

WISSEN UND DINGE

<i>André de Melo Araújo (Brasília)</i> Visuelle Evidenz. Materielle Zeugnisse und Visualisierungsstrategien als wissenschaftliche Grundlage des weltumfassenden historischen Denkens im Göttingen der Spätaufklärung	187
---	-----

<i>Ina Mittelstädt (Dresden)</i> Der Garten als Zeichen, Agens oder Illusion von Aufklärung? Der Wörlitzer Park und seine zeitgenössische Rezeption	219
---	-----

HANDWERKER UND BAUERN
ZUR MATERIALITÄT POPULÄREN WISSENS

Pauline Landois (Toulouse)
Materialität und Autobiographien von Handwerkern 237

Norbert D. Wernicke (Bern)
Das *Christliche Jahrbuch ohne Aberglauben* von J. J. Girtanner in
St.Gallen (1790/1794) 251

Einleitung

THOMAS BREMER (HALLE)

Seit gut zehn Jahren hat sich in einigen Literatur- und Kulturwissenschaften zunehmend die Reflexion über die ‚Materialität‘ von Literatur und Kultur eingebürgert. Unter den vielen ‚turns‘ innerhalb der letzten Jahrzehnte ist schon von einem ‚material turn‘ die Rede. Inzwischen hat der Begriff sogar einen Wikipedia-Eintrag erhalten,¹ es gibt eine Vielzahl von Reflexionen über ‚Dinge, die sprechen‘ – ‚Things that talk‘, wie Lorraine Daston formuliert –, und zwar in ihrer ‚thingness‘ und ‚objecthood‘,² und spätestens seit dem Versuch, ausgerechnet in einem Radioprogramm, also da, wo man ‚Dinge‘ gerade nicht sieht, mit enormem internationalem Erfolg eine Globalgeschichte der Menschheit „in 100 Objekten“ zusammenzufassen, hat der Ansatz auch ein breites Publikum erreicht.³

Grundsätzlich dabei zu unterscheiden sind jedoch zumindest zwei Entwicklungen, nämlich zum einen eine unmittelbar auf Literatur bezogene Materialität und zum anderen die Reflexion über den Stellenwerten von ‚Dingen‘, ‚Objekten‘ innerhalb von Wissenschaften, die sich im weiteren Sinne auf die Analyse kultureller Praxen (und dabei auch auf Repräsentationen) beziehen wie insbesondere die Ethnologie, die Archäologie und die (eine neue Form der) Wissenschafts- und Wissenschaftsgeschichte.

1 www.de.wikipedia.org/wiki/Material_turn (1.10.2015); vgl. u.a. auch Peter J. Bräunlein, Material Turn, in: *Dinge des Wissens. Die Sammlungen, Museen und Gärten der Universität Göttingen* [Ausst.-Katalog Göttingen 2012], Göttingen 2012, 30–44 (Bräunlein sieht als diskursive Vorläufer v.a. Lévi-Strauss, Clifford Geertz und Bruno Latour).

2 Lorraine Daston (Hrsg.), *Things That Talk. Object Lessons from Art and Science*, New York 2008, 10 f. (der Bezug zu Überlegungen Heideggers – vgl. Das Ding, in: ders., *Vorträge und Aufsätze*, Pfullingen 1954, 157–175 – kann hier nicht vertieft werden).

3 Neil MacGregor, *A History of the World in 100 Objects*, London 2010 (ursprünglich eine BBC-Rundfunkserie des Direktors des British Museum), dt. (neben der Übersetzung in zahlreiche andere Sprachen) *Eine Geschichte der Welt in 100 Objekten*, München 2011, beide mit mehreren Auflagen, Nachdrucken, Sonderausgaben usw.

Beides hat nicht unmittelbar miteinander zu tun. Für das 18. Jahrhundert kann man von den „Sachen der Aufklärung“ sprechen,⁴ muss dabei aber die im engeren Sinne auf Literatur, ihre Produktion, Distribution und Rezeption bezogene eigene Materialität von jenen Dingen („things“) unterscheiden, die – gerade im Verlauf der Aufklärung – eine zunehmend wichtige Rolle innerhalb der Wissensgeschichte, der Produktion, Distribution, Zirkulation von ‚sachbezogenem‘ Wissen spielen.

Das Nachdenken über die Materialität der Literatur – wenn man so will, in gewisser Weise ein Residuum der Sozialgeschichte des Literarischen – lässt sich als eine Kontaktzone von Textwissenschaften, Buchwissenschaft und Anteilen einer breiter verstandenen Kulturwissenschaft verstehen, also von Texten und ihrer ‚materiellen‘ Umsetzung. Mit dem Diktum von Robert Darnton: Autoren schreiben keine *Bücher*. Sie schreiben *Texte*, aus denen dann Andere in einem vielgestaltigen, in der Frühen Neuzeit hochkomplizierten Prozess Bücher *machen*. Diese Perspektive hat, lange vor dem Einsetzen der angelsächsischen Debatte um die Rolle von ‚Dingen‘ innerhalb der Wissenschaften, für den Bereich der Bücher sehr früh Roger Chartier vertreten. Aus seiner Perspektive einer Geschichte des Lesens werden Leser oder Hörer

nie mit abstrakten, idealen, aller Dinglichkeit enthobenen Texten konfrontiert: sie gehen mit Objekten um, deren Organisation eine Lektüre vorgibt, welche wiederum das Erfassen und Verstehen des gelesenen Textes bestimmt.⁵

Seine Prämisse ist es, dass die jeweilige historische Ausprägung einer Lektüreerfahrung nicht zuletzt von der ‚Materialität‘ (Chartier nennt es: der materiellen Gestalt) des Textes abhängt:

Im Gegensatz zu der Darstellung, die von der Literaturwissenschaft selbst entworfen und von einer rein quantitativ orientierten Buchgeschichte wieder aufgegriffen wurde – nach ihr existiert der Text unabhängig von seiner Materialität – muß daran erinnert werden, daß ein Text nicht ohne den Träger, der ihn zu lesen (oder zu hören) gibt, existiert und daß kein Schriftstück unabhängig von den Formen, in denen es seine Leser erreicht, verstanden werden kann.⁶

Innerhalb von Teilbereichen der Literaturwissenschaft, etwa im Bereich der Editionswissenschaft – und hier vor allem im Blick auf die Edition von Briefen – ist

4 Vgl. Frauke Berndt/Daniel Fulda (Hrsg.), *Die Sachen der Aufklärung. Beiträge zur Jahrestagung 2010 der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts*, Hamburg 2012; vgl. auch Ileana Popa Baird/Christina Ionescu (Hrsg.), *Eighteenth-Century Thing Theory in a Global Context: From Consumerism to Celebrity Culture*, Farnham u.a. 2014.

5 Roger Chartier, *Lesewelten. Buch und Lektüre in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt/New York 1990, S. 8.

6 Ebd., S. 12.

dieser ‚Materialitätsdiskurs‘ schon seit längerem besonders virulent und inzwischen Standard. In gewisser Weise ist die Überlegung trivial, über Jahrzehnte in der Editionspraxis aber nur sehr begrenzt umgesetzt worden, dass Liebesbriefe oder auch Alltagsnotizen zwischen zwei vertrauten Personen eine andere Materialität aufweisen als Briefe an Respektspersonen, Vorgesetzte, womöglich sogar Herrscher. Was man gegebenenfalls der oder dem Geliebten mit Bleistift ‚auf einem abgerissenen Zettel‘ und womöglich unter dem Zeitdruck der gleich abgehenden Post schreiben mag, hat eine andere Materialität – muss sie haben –, als der offizielle Brief oder womöglich ein Bittgesuch, das eine besondere Kalligraphie, ein besonderes Papier – gegebenenfalls einer spezifischen Größe, die dann keinesfalls bis an die Ränder ausgenutzt werden darf – und insgesamt eine durch das Autoritätsgefälle bestimmte materielle Form aufweist. Ein Schreiben innerhalb des erst vor wenigen Jahren vollständig edierten Briefwechsels von Alexander von Humboldt mit Friedrich Wilhelm IV. von Preußen – einem Briefwechsel zwischen zwei Personen mit klarem Standesgefälle, auch wenn sie durch den fast täglichen Umgang nach und nach eine geradezu private Nähe aufweisen werden – mag hier als Beispiel dienen. Nicht ohne ironische Brechung, aber die entsprechende Konvention trotzdem respektierend, heißt es dort von Seiten des wegen seiner Amerikareisen und deren breitem wissenschaftlichen Ertrag weltweit geachteten, aber sozial natürlich trotzdem dem (wenn auch damals noch erst kronprinzlichen) Adressaten untergeordneten Berliner Gelehrten,

Die herrlichen weißen Ränder, welche diesen meinen ersten Brief an Ew. Kön[igliche] Hoheit wie amerikanische Steppen umziehen, lassen mir nicht mehr Raum Ihnen und dem vortrefflichen Prinzen Wilhelm von meinen eigenen Dankgefühlen zu reden.⁷

Hier wird nicht nur deutlich, sondern vom Autor auch ausdrücklich thematisiert, was Wolfgang Lukas die ‚doppelte Codierung‘ des Briefes nennt, bei der „die Textualität [...] prinzipiell nicht ablösbar [ist] von der Materialität seines (autographen) Schriftträgers“ und er vielmehr neben seinem ‚Inhalt‘ (dem „offiziellen textuellen Kommunikat“) „immer auch ein inoffizielles nicht-textuelles Kommunikat mittels seiner materiellen Disposition transportiert“.⁸

7 Humboldt an Friedrich Wilhelm, Paris, 28.2.1819, in: Alexander von Humboldt/Friedrich Wilhelm IV., *Briefwechsel* (hrsg. v. Ulrike Leitner unter Mitarbeit v. Eberhard Knobloch), Berlin 2013, 102. Vgl. zum größeren Kontext dieses Briefwechsels meinen Beitrag in der CIERA-Publikation zur Briefkultur des 18. bis 20. Jahrhunderts, hrsg. v. Françoise Knopper und Wolfgang Fink (*Caliers d'études germaniques* 2/2016).

8 Wolfgang Lukas, Epistolographische Codes der Materialität. Zum Problem para- und nonverbaler Zeichenhaftigkeit im Privatbrief, in: Martin Schubert (Hrsg.), *Materialität in der Editionswissen-*

Es wäre aber ein Irrtum, solche Überlegungen als auf Handschriften beschränkt zu denken, wengleich sie dort am augenfälligsten werden. Natürlich ist es ein Unterschied, in welchem Format ein gedruckter Text dem Publikum präsentiert wird, ob im ‚mittleren‘ Oktav für ein ‚mittleres‘ Publikum, ob in 12 oder in 16, um leicht in die Tasche gesteckt werden zu können, oder etwa in Quart, Folio oder Großfolio, Formaten also, die einen besonders aufwändigen ‚Materialeinsatz‘ erfordern, deswegen zwangsläufig besonders teuer sind, dem Käufer/Besitzer aber natürlich auch einen entsprechenden sozialen und kulturellen Distinktionsgewinn erlauben.

Auch hierauf haben in den letzten Jahren wichtige Publikationen im Grenzbe-
reich von Literatur- und Kulturwissenschaften hingewiesen. Dass sich in den
Anfangsjahren des Buchdrucks die Drucker am liebsten dort ansiedelten, wo Flüsse
den Zugriff auf große Wassermengen und nahegelegene größere Orte den auf eine
ausreichende Anzahl von Lumpen sicherten – also den direkten Zugriff auf die
Grundbedingungen der Papierproduktion garantierten und so vom Papierimport
unabhängiger werden ließen –, ist eine alte Erkenntnis der Buchgeschichte;⁹ wie
sich auf der Ebene der Drucktypen nach und nach Programme und Normen „zur
Steuerung der typographischen Kommunikation“ mit dem Leser herausbildeten,
hat in einem grundlegenden Werk unter anderen Michael Giesecke gezeigt.¹⁰ Und
dass diese Probleme zumindest den *Autoren* bewusst und häufig alles andere als
gleichgültig waren, belegen die vielen Dokumente von der Frühzeit des Buchdrucks
bis heute, in denen sie sich um die Ausstattung ihrer Bücher Gedanken machen
bzw. entsprechende Forderungen an ihre Verleger erheben.¹¹ In deren Mittelpunkt

schaft, Berlin/Boston 2010, 45–62, Zitate S. 45, 48. Vgl. zum Briefwechsel als ‚Zirkulation von Gaben‘, zum Problem des ‚Vollschreibens‘ von Papier usw. auch Jochen Strobel, Zur Ökonomie des Briefs – und ihren materialen Spuren, in: ebd., 63–77; zur Grundproblematik neuerdings auch Anne Bohnenkamp/Elke Richter (Hrsg.), *Brief-Edition im digitalen Zeitalter*, Berlin/Boston 2013. Vgl. auch Anne Bohnenkamp/Waltraud Wiethölter (Hrsg.), *Der Brief – Ereignis und Objekt*, Frankfurt 2008 [Ausst.-Kat. Frankfurt 2008] sowie dies., *Der Brief – Ereignis und Objekt. Frankfurter Tagung*, Basel/Frankfurt/M. 2010 [Tagungsakten].

9 Vgl. zum umfassenden Zusammenhang jetzt: Lothar Müller, *Weisse Magie. Die Epoche des Papiers*, München 2012; zuvor auch Peter F. Tschudin, *Grundzüge der Papiergeschichte*, Stuttgart 2002 (2., erw. Aufl. 2012).

10 Michael Giesecke, *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*, Frankfurt/M. [1991] 42006, v.a. S. 420 ff.

11 Drei beliebige Beispiele: vom geplanten neuen Almanach solle es eine Auflage von 2000 Exemplaren geben, schreibt Schiller am 21.8.1795 an Wilhelm von Humboldt, „worunter 500 auf Schweitzer- und die übrigen auf gutem Schreibpapier“; „die Herren Verfasser erhalten Freiexemplare auf gewöhnlichem Papier und zwei auf gutem Schreibpapier mit breitem Rande“ (Vertragsentwurf zwischen den Brüdern Grimm und der Weidmann’schen Buchhandlung für das *Deutsche Wörterbuch*); Brockhaus’ *Conversations-Lexicon oder Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für*

steht die Frage der Papierqualität (in Frankreich werden noch im 20. Jahrhundert, partiell bis heute, einige Belegexemplare für den Autor auf Velin gedruckt, die traditionell nicht im Handel erhältlich sind), die Qualität von Illustrationen (von den beigegebenen Kupferstichen bis zum Abdruck von Fotos und Bildreproduktionen), die Höhe des (eventuell zu niedrigen und dann womöglich rufschädigenden oder aber zu teuren und dann potentiell kaufabschreckenden, jedenfalls immer symbolisches Kapital mittransportierenden) Verkaufspreises oder – in der unmittelbaren Gegenwart – Art, Farbe und Grafik des Schutzumschlags. Verleger können bis heute ein Lied davon singen.¹²

Integriert man solche Beobachtungen in eine literaturwissenschaftlich-literaturhistorische Analyse (akzeptiert man sie also als bedeutungstragend in einem kommunikativen Autor-Buch-Leser-Verhältnis), so stellt dies in der Tat eine Herausforderung gegenüber einer textzentriert-hermeneutischen Literaturwissenschaft dar. Man kann das als Vorwurf formulieren wie Friedrich Kittler im Nachwort zur zweiten Auflage seiner *Aufschreibesysteme*:

Die Hermeneutik behandelte keine Buchstäblichkeiten, sondern Werke und Überlieferungen, weil erst sie geschichtlich und geschichtsmächtig hießen. Die gängige Literatursoziologie, gerade umgekehrt, las Texte als Widerspiegelungen von Produktionsverhältnissen, deren Paradigma Arbeit oder Energie und nicht Information ist. Dampfmaschinen und Webstühle (auch bei Goethe) wurden Thema, aber keine Schreibmaschinen.¹³

Man kann in der Aufmerksamkeit für die materiell-medialen Aspekte der Textüberlieferung aber auch eine Bereicherung sehen, bei der es darauf ankommt – die

die gebildeten Stände, Achte Originalauflage, kostet pro Lieferung von ca. 30 Bogen „auf weißem Druckpapier 16 gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf extrafeinem Velinpap. 1 Thlr. 12 gr.“ (Anzeige in der *Allgemeinen Zeitung* für das Jahr 1835, Stuttgart/Augsburg 1836, S. 243, Sp. 1).

- 12 Vgl. beispielhaft etwa den Briefwechsel Peter Suhrkamp/Hermann Hesse (*Briefwechsel 1945–1959*, Frankfurt/M. 1969) mit allen Überlegungen zu den Details der Buchausstattung, oder, jünger, den zwischen Siegfried Unseld und Peter Handke (hrsg. v. Raimund Fellinger u. Katharina Pektor, Berlin 2012), dort mehrfach z.B. zu Umschlägen (S. 84 ff.; S. 137 f. [„bezüglich des Umschlags habe ich feste Vorstellungen“], S. 407 ff.)
- 13 Friedrich A. Kittler, *Aufschreibesysteme 1800/1900*, München [1985], 3., vollst. überarb. Aufl. 1995, S. 520; im Grunde ähnlich noch Wolfgang Lukas, Rüdiger Nutt-Kofoth und Madleen Podewski (Zur Bedeutung von Materialität und Medialität für Edition und Interpretation. Eine Einführung, in: dies. (Hrsg.), *Text – Material – Medium. Zur Relevanz editorischer Dokumentationen für die literaturwissenschaftliche Interpretation*, Berlin/Boston 2014, S. 1–22, Zitat S. 1), wenn es – in einer wissenschaftshistorisch interessanten Spaltung zwischen Editionswissenschaft und ‚Literaturwissenschaft‘ – heißt: „Den sukzessive umfangreicheren, vollständigeren und präziseren Editionen steht nun aber eine Literaturwissenschaft gegenüber, die diesen Materialreichtum weitgehend ignoriert. Denn die interpretatorische Praxis orientiert sich nach wie vor – allen Theoriebildungen zur Materialität und Medialität zum Trotz – weitgehend am Paradigma des immateriellen Textes.“

technisch-sperrige Formulierung darf dabei nicht abschrecken – „non- und paraverbale materiell-mediale Objekteigenschaften von Texten als bislang vernachlässigte Aspekte literarischer Kommunikation in ihrer ‚semantischen Potentialität‘ zu exponieren.“¹⁴

Unter Literaturwissenschaftlern ist seit Jahrzehnten klar, dass der Literaturbegriff (‚enger‘, ‚weiter‘, ‚Trivilliteratur‘) einem klaren historischen Verständnishorizont unterliegt und infolgedessen immer wieder neu ausgehandelt werden muss. Dass dies womöglich auch für den Textbegriff und seine Bestandteile gilt, ist hingegen eine neue Erfahrung. Ein ‚material text‘ ist dann, in dem wiederum sperrigen, aber auf Umfassendheit angelegten Definitionsversuch von Annika Rockenberger und Per Röcken

ein semiotisch komplexes multimodales Artefakt, das neben einem schriftlich fixierten verbalsprachlichen Zeichensystem weitere (non- und paraverbale) materiell-mediale Objekteigenschaften aufweist, wobei diese ursächlich auf das Handeln eines oder mehrerer Produktionsinstanzen des Literatursystems (nicht notwendigerweise des Autors des verbalen Textes) zurückzuführen sind.¹⁵

Das ist kein einfacher, aber ein in sich durchaus konsequenter Weg der letzten 25 Jahre seit Chartiers Überlegung, dass ein Text ‚nicht ohne seinen Träger‘ existiert und dass der Leser ‚nie mit einem aller Dinglichkeit enthobenen Text‘ konfrontiert wird.

Materialität und Literatur im 18. Jahrhundert

Alle diese Überlegungen lassen sich natürlich für das 18. Jahrhundert weiter spezifizieren. Auch und gerade hier spielen innerhalb der Überlegungen zur Materialität von Literatur etwa Fragen der Ausstattung, der Quantität und Qualität von Kupferstichen und des Papiers eine wichtige Rolle, umso mehr, als bekanntlich im gesamten 18. Jahrhundert der Preis des Papiers einer der wichtigsten Kalkulationsfaktoren im Herstellungsprozess von Büchern darstellte. Unmittelbar mit solchen Überlegungen sind aber fast immer auch Standortbestimmungen des Autors innerhalb des sozialen Gefüges seiner Zeit – Vergleiche mit anderen Autoren, mit anderen Ausgaben, mit dem sich in ihnen manifestierenden sozialen und symbolischen Kapital innerhalb der *peer group* – verknüpft. Ein in dieser Hinsicht besonders sen-

14 Annika Rockenberger/Per Röcken, Wie ‚bedeutet‘ ein ‚material text‘, in: ebd., S. 25–51, Zitat S. 25 f.

15 Ebd., S. 28 f.

sibler und in seinen Verlagsbeziehungen ‚schwieriger‘ Autor wie Klopstock stellt 1749 für den Druck der ersten fünf Gesänge des *Messias* bei Hemmerde in Halle (neben der Vereinbarung des Honorars) drei ausdrückliche Bedingungen, nämlich

- 1) machen Sie den Oct[av] so groß, als die deutsche Übersezung des Longins vom Erhabnen ist
- 2) Nehmen Sie merklich weisser Papier, als Langens Oden sind
- 3) nehmen Sie die Lettern, die zu Gellerts Fabeln sind gebraucht worden.¹⁶

Fünfzig Jahre später, als Klopstock und Göschen übereingekommen waren, eine Werkausgabe Klopstocks zu veranstalten, erschien der *Messias* 1799 dann in drei Ausführungen, nämlich in Folio, Quart und Oktav;¹⁷ wobei die Oktavausgabe Helmut Pape zufolge noch einmal in Drucke auf Velin-, Schreib- und Druckpapier unterteilt war und Klopstock keineswegs nur Satzfehler monierte, „sondern auch Höhe und Breite der Buchstaben, Abstand der Worte und Zeilen, „und sogar der Ton der Druckerschwärze erregten zuweilen seine Kritik“.¹⁸ Ähnlich war Göschen bei der partiell zeitgleich erscheinenden Ausgabe der *Sämtlichen Werke* Wielands, einem der Großprojekte der deutschen Klassik, vorgegangen. Hier waren es am Ende zwischen 1799 und 1811 sogar 152 Bände, die in vier Formaten erschienen (weitere 19 kamen später hinzu, sodass es insgesamt 171 waren), für die er eigens eine Druckerei mit drei Pressen, sechs Setzern und sechs Druckern einrichtete (was schon insofern keine einfache Sache war, als man dazu eine eigene Konzession von Seiten des kurfürstlichen Hofes in Dresden benötigte).¹⁹ Die Auflagenhöhe war vertraglich geregelt und differierte dabei erheblich zwischen den Ausstattungen. Auffällig ist, wie klar dabei die Einzelheiten von vorneherein im Sinne einer sozialen Schichtung konzipiert sind: Göschen will „eine [Ausgabe] auf

16 Klopstock an Hemmerde, 30.9.1749, in: *Briefe 1738–1750* (hrsg. v. Horst Gronemeyer), Berlin/New York 1979, S. 61 (= HKA, Abt. Briefe, Bd. 1); zuvor mit kleineren Textvarianten bereits in Helmut Pape, Klopstocks Autorenhonore und Selbstverlagsgewinne, in: *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel* 68 (1968), S. 3343–3404 und 69 (1969), S. 143–215, hier S. 3361 ab; später ebenso konkrete Überlegungen etwa zur Qualität der Illustrationen und die Forderung, die geplanten Kupferstiche wegen schlechter Ausführung im Druck wegzulassen (S. 3361 b).

17 Zur Druckgeschichte der ‚Göschen-Ausgabe‘ siehe Klopstock, *Der Messias*, Bd. 3: *Text/Apparat* (hrsg. v. Elisabeth Höpker-Herberg), Berlin/New York 1996, S. 248 ff. (= HKA, Abt. Werke, Bd. IV, 3).

18 Pape, Klopstocks Autorenhonore, S. 169 b; ebd., Anm. 582 zu den genauen Erscheinungsdaten und Preisen der Einzelbände. Vgl. Klopstocks Brief an Göschen vom 13.10.1798: „Wie weit sind sie mit Ihrer schwärzeren Schwärze? Wenn Sie noch nicht ganz am Ziele seyn sollten; so sagen Sie mir’s. Ich kenne hier einen der größten Chemiker, dessen Kenntnisse Ihnen vielleicht nützlich seyn könnten“ (Klopstock, *Briefe 1795–1798*, hrsg. v. Rainer Schmidt, Bd.: 1: Text, Berlin/New York 1993, S. 266 [= HKA, Abt. Briefe, Bd. XI, 1]).

19 Hans-Peter Nowitzki, Editionsgeschichte, in: Jutta Heinz (Hrsg.), *Wieland-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart/Weimar 2008, S. 26–35, hier S. 28 f.

schöne[m] Papier und splendid, eine für die mittleren Stände etwas geringer, und eine ganz wohlfeile Ausgabe für die unbemittelten Menschen zur Hemmung des Nachdrucks“.²⁰

Von vorneherein wird hier für einen Teil der Ausgabe ein Publikum im Rahmen einer aristokratischen oder großbürgerlichen Bibliothek avisiert, innerhalb derer sie ein repräsentatives, eher auf Betrachtung im entsprechenden sozialen Rahmen als auf intensive Lektüre zielendes Produkt darstellt, bei dem zwar die Schriftformen und das Satzschema beibehalten wurden, der unterschiedliche Satzspiegel bei breiten, einen luxuriösen Papierverbrauch kalkulierenden Seitenrändern und hohem Unterschied in der Papierqualität sowie der Ausstattung mit Kupfern jedoch eine Preisdifferenz zwischen 27 und 250 Talern begründen. Was Wieland selbst offenbar etwas unheimlich war – er hätte es gerne gesehen, wenn die Großoktav-Ausgabe „die vornehmste“ gewesen und nicht noch überboten worden wäre; „sie muss immer noch sehr hoch im Preise kommen“, und er fühle sich, „als ob ich mich zum Baron oder Grafen machen lassen sollte“ –,²¹ damit konnte sich übrigens Schiller kurz darauf gut anfreunden:

Wenn einmal die Kosten für eine Prachtausgabe gemacht werden, so halte ich ein größeres Format gleichfalls für das anständigste und würdigste, und man gewinnt dabei noch den Vortheil, daß alle Kupferverzierungen mehr ins Große gehen können. Natürlicherweise wird das Werk dadurch für den Käufer wenigstens ein Drittheil theurer, aber ich habe immer bemerkt, daß bei Prachtausgaben immer das theurere Werk am ersten gekauft wird.²²

Zwei Beobachtungen seien hier angeschlossen.

Der Zusammenhang von individueller Wertschätzung und ‚nationaler Bedeutung‘ eines Autors klingt im hier Zitierten nur an, spielt aber für die Zeitgenossen eine wichtige Rolle. Nur die als schon zu Lebzeiten als ‚Klassiker‘ identifizierbaren Autoren sollen mit aufwändigen Ausgaben versehen werden – mehrfach ist von Göschen, aber beispielsweise auch bei Bertuch von einem ‚Denkmal‘ für sie die Rede –, und zugleich soll, nicht zuletzt gerade mit solchen Ausgaben, der als schmerzlich empfundene Rückstand des deutschen Druck- und Verlagsgewerbes im Vergleich mit dem internationalen Standard verringert werden. Dazu dient

20 Göschen an Wieland, Vertragsentwurf vor dem 14.4.1792, hier nach Nowicki (wie Anm. 19), S. 29 (vgl. Wieland, *Briefe*, Bd. 11/1: Januar 1791–Juni 1793, hrsg. v. Uta Motschmann, Berlin 2001, S. 226); vgl. zum umfassenderen Kontext Peter-Henning Haischer, *Historizität und Klassizität. Christoph Martin Wieland und die Werkausgabe im 18. Jahrhundert*, Heidelberg 2011.

21 Wieland an Göschen, 15.10.1792, Postscriptum, in: Wieland, *Briefe*, Bd. 11/1 [s. oben], S. 294.

22 Friedrich Schiller an den Verleger Siegfried Lebrecht Crusius, 3.4.1803, in: *Schillers Werke, Nationalausgabe*, Bd. 32: *Schillers Briefe 1.1.1803–8.5.1805* (hrsg. v. Axel Gellhaus), Weimar 1984, S. 28 f.

neben der Papierqualität am Ausgang des Jahrhunderts vor allem auch der Einsatz der Typographie. Die Wielandausgabe hatte Göschen in einer eigens dafür von dem Jenaer Schriftschneider Johann Carl Ludwig Prillwitz geschaffenen klassizistischen Antiqua – also dezidiert nicht in der üblichen Frakturschrift – drucken lassen. Bertuch kommentiert dies in einem eigenen Grundsatzartikel im Novemberheft 1793 seines *Journal des Luxus und der Moden* unter dem Titel „Ueber den Typographischen Luxus mit Hinsicht auf die neue Ausgabe von Wielands sämmtlichen Werken“ unter anderem mit dem Satz „Unsern klassischen Schriftstellern, deren Werke Jahrhunderte dauern werden, und auf deren, auch bey andern Nationen Europens allgemein anerkannten Werth Teutschland mit Recht stolz seyn darf, gebührt vor andern diese Ehre.“²³ Der sogenannte ‚Antiqua-Streit‘ geht lange Zeit hin und her, er wird durchgängig verstanden als ein Versuch der Internationalisierung der deutschen Buchproduktion, mit der diese an die von Didot, Baskerville (über dessen Druckerei in Birmingham schon 1770 Lichtenberg im Auftrag seines Göttinger Verlegers Dieterich Informationen auf seiner Englandreise einholen sollte) und Bodoni gesetzten Standards aufschließen könne und müsse. Zugleich verdeckt (bzw. enthüllt) er aber in erheblichem Umfang auch ein spezifisch deutsches Kultur- und Literaturbewusstsein bzw. nationale Ressentiments, die gerade mit dem Gegensatzpaar ‚deutsche‘ versus ‚internationale‘ (und, nicht zu vergessen, aus der Antike hergeleitete) Typographie verknüpft werden.²⁴

Die zweite Beobachtung zielt gewissermaßen auf die Quantität der literarischen Produktion der Zeit und auf das Bewusstsein ‚mittlerer‘ Leser. Die Prachtausgaben, so repräsentativ sie in sozialer Hinsicht und als ‚Denkmal‘ auch gewesen sein mögen, hatten eine überaus begrenzte Auflage (bei der Luxusausgabe von Klopstocks Werken rechnet man mit etwa 40 verkauften Exemplaren, bei der Fürstenausgabe von Wielands Werken mit etwa 35), das heißt, ihr Nimbus übertraf bei weitem einen breiten Erfolg, auch wenn sie in der Gesamtkalkulation die ‚wohlfeilen‘ Ausgaben quersubventionierten. *Prägend* für den Buchmarkt blieben in der ganzen zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und auch an seinem Ende weiterhin die kleineren Formate. Schon den Zeitgenossen war aufgefallen, dass die großen Formate zum wirklichen Lesen gar nicht praktisch sind; August Hennings *Genius des neunzehnten Jahrhunderts* unterscheidet zwischen Ausgaben, bei denen die einen „zum Ruhm in Bibliotheken“, die anderen hingegen „zum Gebrauch für den

23 *Journal des Luxus und der Moden*, Nov. 1793, S. 599–609, hier S. 605.

24 Vgl. hierzu ausführlich Susanne Wehde, *Typographische Kultur. Eine zeichentheoretische und kulturgeschichtliche Studie zur Typographie und ihrer Entwicklung*, Tübingen 2000, v.a. S. 216 ff., sowie Christina Killius, *Die Antiqua-Fraktur-Debatte um 1800 und ihre historische Herleitung*, Wiesbaden 1999 (zu Lichtenberg und Baskerville ebd., S. 224 f.).

genießenden Leser“ geeignet seien.²⁵ Ausgaben in Klein-Oktav, Duodez oder sogar Sedez (in dem beispielsweise Lichtenbergs *Göttinger Taschen-Calender* stets erschien) entsprachen der zunehmenden Ausdifferenzierung von Lektüreorten und der zunehmenden Mobilität (Lektüre nicht mehr nur am Tisch, sondern auch im Garten, in der Kutsche, Mitnahme eines Bandes in Beuteln und Taschen).

Damit sei betont, dass das oben Gesagte keineswegs nur für Luxusbände, sondern grundsätzlich auch für Normalausgaben gilt. In seiner chaotisch gegliederten, aber äußerst materialreichen und nur als Dissertationsdruck in Bibliotheken zugänglichen (deswegen unverdient selten zitierten) Studie zur *Buchgestaltung in Deutschland 1770–1800* hat Frithjof Lühmann Listen von Buchpreisen auf verschiedenen Papiersorten bzw. in Ausgaben mit oder ohne Kupfer auch für Nicht-Luxusausgaben exemplarisch zusammengestellt, soweit das aufgrund der Buchverzeichnisse und/oder Werbematerialien der Zeit möglich war.²⁶ Und dass sich vergleichbare Phänomene von Materialität auch bei den Rezeptionsgewohnheiten noch weniger lesegeübter und sozial eher der Bauernschaft zuzurechnender Leser beobachten lässt, zeigt im vorliegenden Band eindrucksvoll der Beitrag von Norbert D. Wernicke. Aufklärerische Kalender erweisen sich nämlich als unverkäuflich, wenn sie die Gewohnheiten ihrer Leser nicht respektieren, wenn die Seiten nicht – womöglich durch Kurztexte oder graphische Elemente – typographisch voll ausgefüllt sind, keine spektakulären Abbildungen enthalten und ein- statt traditionell zweispaltig gesetzt sind, um ein einfacheres Lesen zu ermöglichen, kurz: „Nichts ist dem gemeinen Mann widriger, als wenn er das, was er einmal *hier* und *so* zu finden glaubt, jedes Jahr an einem andern Ort suchen muss, und anderst findet“.²⁷

Wenn man die Überlegungen zu einem ‚material text‘ im weiter oben skizzierten Sinne ernst nehmen will, so lassen sich solche Details in einer literaturwissenschaftlichen, vor allem literaturhistorischen Analyse jenseits des ‚reinen‘ Textbestands nicht vernachlässigen. Sie steuern die Textrezeption und das Leseverhalten, zumindest der Zeitgenossen, wesentlich und entscheiden damit auch über Erfolg und Nichterfolg von Texten. Im Falle von Klopstocks Werken war Göschen übrigens sogar so weit gegangen, größere Korrekturen, die womöglich einen neuen Umbruch zur Folge gehabt hätten, nur noch in Funktion von der Qualität und dem Preis der Ausgabe zu korrigieren und sie in den ‚wohlfeilen‘ Ausgaben stehen zu

25 Etwas über Taschenbücher, in: *Genius des neunzehnten Jahrhunderts*, hrsg. v. August H. Hennings, 1 (1801), S. 340–343, hier S. 343.

26 Frithjof Lühmann, *Buchgestaltung in Deutschland 1770–1800*, Phil. Diss. München 1981, S. 343 ff.

27 Johann Peter Hebel (1806); vgl. Norbert D. Wernicke, Das Christliche Jahrbuch ohne Aberglauben von J. J. Girtanner in St. Gallen, in diesem Band, S. 251–270, Zitat S. 254.

lassen; der aufwändigste Foliodruck diente in dieser Logik infolgedessen beim Satz der Quartausgabe als Druckvorlage und bestimmte so den ‚unmittelbaren‘ Text in seinem Bestand.²⁸

Materialität und Wissen im 18. Jahrhundert

Für den Bereich dessen, was heute zumeist unter ‚Materieller Kultur‘ in einem engeren – und dann eher nicht auf die Materialität von Kommunikation und Literatur abzielenden – Sinne verstanden wird, erschließen sich entsprechende Überlegungen womöglich sogar noch direkter. Um nur ein Beispiel heranzuziehen: zwar nimmt das 2014 erschienene *Handbuch Materielle Kultur* (Untertitel: *Bedeutungen – Kontexte – Disziplinen*) sowohl die Literatur- als auch die Kulturwissenschaften in eigenen Lemmata auf (wobei aber die Materialität des Buches und Textes gar keine Erwähnung findet), geht in seinem Ansatz aber vor allem von der Ethnologie und Archäologie, dann von der Technik- und Wissenschaftsgeschichte aus und beansprucht für das Studium des Materiellen, „auf eine spezifische Weise dazu bei[zu]tragen, Lebenswelten anders zu verstehen“.²⁹ ‚Anders‘ meint hier eine doppelte Abgrenzung, nämlich zum einen zum Studium von Lebenswelten über Texte – hier ist sogar vom „Gefängnis der Wörter“ die Rede –,³⁰ und zum anderen – nicht expliziert, prospektiv aber vermutlich umso entscheidender – über virtuelle Realitäten.

Diese Abgrenzung spielt vor allem in der angelsächsischen Debatte um Materialität und die sogenannte ‚Material Culture‘ eine wichtige Rolle. Zwar mag der Charakter der untersuchten/zu untersuchenden Objekte unterschiedlich sein, „some of the things in question are individuals, other are genera, some are in between“, womöglich entziehen sie sich auch klaren Klassifikationen, wie – noch einmal – Lorraine Daston formuliert, gemeinsam sind ihnen jedoch zwei Spezifika: zum einen, dass sie in einem semiotischen Sinne ‚sprechen‘, das ihnen also in einem spezifischen Kontext Bedeutung zugesprochen wird, und zum anderen, dass sie

28 Vgl. Druckgeschichte in *Der Messias* (wie Anm. 17), S. 251.

29 Stefania Samida u.a. (Hrsg.), *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen – Kontexte – Disziplinen*, Stuttgart/Weimar 2014, Einführung, S. 8. Zur facettenreichen Diskussion einer alltäglichen und lebensweltlichen Dimension des ethnologischen Kulturbegriffs, gerade auch im Blick auf eine Museumspraxis, vgl. auch Reinhard Johler u.a. (Hrsg.), *Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen. 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 21. bis 24. September 2011*, Münster u.a. 2013.

30 Samida (wie Anm. 29), S. 7.

gesehen und berührt werden können, dass sie also ‚materiell‘ auch existieren; „they are neither mermaids nor quarks“.³¹ ‚Dinge‘ werden in ihrer sichtbaren und haptischen Dimension (eben in ihrer ‚thingness‘; wie Daston sagt) doppelt: einmal in ihrem ursprünglichen, womöglich historischen, jedenfalls analytisch rekonstruierbaren Sinne, zum andern innerhalb der aktuellen Wissenslandschaft des Untersuchungszeitpunkts in kulturelle Praktiken und Wissensordnungen eingebunden und mit (neuer) Bedeutung aufgeladen; als Medium des Zugangs zu unterschiedlichen Lebenswelten stehen sie in engem Zusammenhang mit dem jeweiligen Verständnis kultureller Identität: sie sind, in einer Kurzformel, „ein Indikator dessen, was wir sind“.³²

In unserem Zusammenhang kann es nicht darum gehen, die – verschlungenen – Wege der darauf bezogenen Diskussionen zum philosophischen Hintergrund (der in der angelsächsischen Theoriebildung eine wichtige Rolle spielt) und zum theoretischen und methodischen Zugriff, von Roland Barthes zu Bruno Latour und Daniel Miller nachzuzeichnen, zumal dazu inzwischen einschlägige Überblicke vorliegen.³³ Wichtiger ist demgegenüber darauf hinzuweisen, dass mit dieser Aufwertung des konkreten Objektes sich wandelnde Schwerpunkte innerhalb spezifischer kultureller Praxen einhergehen, nämlich vor allem in denen des Sammelns, Katalogisierens, Ausstellens und Lehrens, und damit neue ‚epistemische Verflechtungen‘ innerhalb der zeitgenössischen Wissensordnung entstehen.

Im Blick auf das Sammeln in seiner historischen Dimension sind vor allem die grundlegenden Theorieüberlegungen des polnisch-französischen Historikers Krzysztof Pomian für die Diskussion folgenreich geworden.³⁴ Die von ihm getroffene zentrale Unterscheidung ist die zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren, wobei er die ‚sichtbaren‘ Gegenstände als Repräsentationen des ‚Unsicht-

31 Daston, Things that talk (wie Anm. 2), S. 10.

32 So nochmals die Einführung des Handbuchs; vgl. Samida u.a. (wie Anm. 29), S. 1.

33 Vgl. auf Deutsch beispielsweise den Überblick zur Theoriedebatte – v.a. bezogen auf deren ethnologische Dimension – bei Hans Peter Hahn, *Materielle Kultur. Eine Einführung* [2005], 2., überarb. Auflage Berlin 2014. Auch auf die neuerdings zu beobachtende Historisierung nahezu beliebiger Einzelobjekte – gewissermaßen im Nachgang zur Sendereihe MacGregors (wie Anm. 3), jetzt aber erneut eher wie kuriose Objekte in einem modernisierten Kuriositätenkabinett – kann hier nicht eingegangen werden; vgl. zum Gemeinten etwa Publikationen wie Daniel Miller, *Comfort of things*, New York 2008 (eine Auswahl dt. als *Der Trost der Dinge. Fünfzehn Porträts aus dem London von heute*, Berlin 2010), oder das zeit- und raumübergreifende Sammelsurium von diskutierten Objekten bei Anne Gerritsen/Giorgio Riello (Hrsg.), *Writing Material Culture History*, London 2015.

34 Krzysztof Pomian, *Collectionneurs, amateurs et curieux: Paris, Venise, XVe–XVIIIe siècle*, Paris 1987; ders., *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln*, Berlin 1988 (enthält eine Übersetzung der Einführung und des einleitenden Theoriekapitels der französischen Ausgabe [= die dortigen S. 1–58] sowie zwei dort nicht enthaltene kürzere Aufsätze).

baren‘ fasst. Das Unsichtbare, so argumentiert er, ist das, was sich weit entfernt im Raum, „jenseits des Horizonts“, findet, oder aber weit entfernt in der Zeit, sei es in der Vergangenheit oder in der Zukunft. Sammlungen sind dann eine Kommunikationsform zwischen dem Sicht- und dem Unsichtbaren, und das, was er „sémio-phores“ nennt, sind die als Mittler zwischen beiden Sphären dienenden Objekte. ‚Semiophoren‘ sind jedoch in einen sozialen Rahmen eingebunden, der für Zeit und Raum spezifisch ist. Sie sind Insignien der sozialen Affiliation ihrer Schöpfer oder Besitzer, und die Schaffung von Sammlungen ist deswegen (auch und vor allem) ein Symbol sozialer Distinktion und Hierarchisierung.

Die Überlegung liefert Kriterien, anhand deren sich ein zentraler Wandel im Umgang mit materiellen Gegenständen analytisch fassen lässt, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, vor allem aber ab etwa 1770 zu datieren ist. Was nämlich bisher eher unterschiedslos als Kuriositäten, seien sie natürlichen Ursprungs (auffällige und seltene Muscheln, Stoßzähne von Elefanten oder Walen, Versteinerungen), historischer (antike Münzen, Steine mit Inschriften) oder geografisch entlegener, ‚exotischer‘ Herkunft (chinesische Vasen, Texte in ungewöhnlichen Schriften und/oder auf für Europa ungewöhnlichen Schreibmaterialien) relativ undifferenziert und gleichberechtigt innerhalb der barocken und spätbarocken Wunderkammern gesammelt und aufbewahrt wurde, erfährt nun eine Ausdifferenzierung und spezifische Sinnzuschreibungen. Das „Ende der Naturgeschichte“, wie dies Wolf Lepenies nennt,³⁵ und die Veränderung des ihr entsprechenden kulturellen Selbstverständnisses bringt auch die Auflösung jenes Sammlungstyps mit sich, in dem „Riese, Einhorn und Tulpe“³⁶ unterschiedslos nebeneinander stehen und für die Produktion und Zirkulation zeitgenössischen Wissens nur sehr begrenzt genutzt werden, wohingegen sich der Wandel in den sich rasch verschiebenden Schwerpunkten der Buchproduktion gut verfolgen lässt.³⁷

35 Wolf Lepenies, *Das Ende der Naturgeschichte. Der Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts*, München/Wien 1976.

36 So die Formel bei Antoine Schnapper, *Le géant, la licorne et la tulipe. Collections françaises au XVIIIe siècle*, Paris 1988, die erweiterte Neuauflage (2. éd. revue et mise à jour à partir des notes de l’auteur) Paris 2012 unter dem Obertitel *Les cabinets de curiosités en France au XVIIIe siècle* als Bd. 1: *Nature et histoire naturelle* (Bd. 2 konzentriert sich auf die Herausbildung von Kunstsammlungen); zur in den letzten Jahren enorm gewachsenen Literatur zu den Wunderkammern, meist im Kontext der Darstellung entsprechender Sammlungen, vgl. u. a. Helmar Schramm u.a. (Hrsg.), *Kunstkammer – Laboratorium – Bühne. Schauplätze des Wissens im 17. Jahrhundert*, Berlin/New York 2008 sowie neben zahlreichen anderen lokalbezogenen Studien exemplarisch Thomas Müller-Bahlke, *Die Wunderkammer der Franckeschen Stiftungen* [1998], 2., erw. Ausg. Halle 2012.

37 Als nur ein Beispiel sei auf den halleschen Aufklärungsverlag Gebauer und sein weitgehend erhaltenes Archiv verwiesen, das für die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum in seinem Umfang einzigartig dasteht; hier vollzieht sich der Wandel der Verlagsschwerpunkte von

Hier seien stellvertretend nur zwei zentrale Momente für das veränderte kulturelle Verständnis des (nicht nur deutschsprachigen) 18. Jahrhunderts für materielle Objekte herangezogen.

Im Blick auf das, was Pomian das „Jenseits des Horizonts“ in seiner *zeitlichen* Dimension nennt, liefern für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts das sicherlich schlagendste Beispiel für einen veränderten Umgang mit den Materialien einer Kultur die Ergebnisse der Ausgrabungen von Pompeji und Herculaneum.

Natürlich hatte es auch lange vor deren Beginn und der allmählich einsetzenden wissenschaftlichen Aufarbeitung ein ausgeprägtes Interesse nicht nur für die textuelle, sondern auch für die materielle Hinterlassenschaft der Antike gegeben; zeitweilig war sie ergänzt worden um die Diskussion über die jeweils größere Glaubwürdigkeit von Text oder Objekt im Falle von Zweifelsfällen der historischen Situierung (ein Argument der Zeitgenossen zugunsten der ‚materiellen Kultur‘ war dabei stets, dass sie schwieriger zu fälschen sei als entsprechende Texte).³⁸ Die Ausgrabungen von Pompeji und Herculaneum verändern diese Situation aber sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht. Zum einen liefern sie (quantitativ) eine zuvor so nie gesehene Fülle und Dichte antiker Gegenstände und Artefakte innerhalb eines relativ eng begrenzten geografischen Raums, und zugleich erlauben diese (qualitativ) erstmals einen Querschnitt durch das Alltagsleben einer durch den Vesuvausbruch sozusagen historisch stillgestellten Stadt der post-augusteischen Periode. Alle zuvor bekannten Informationsbruchstücke antiken Lebens erfahren für die Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts in dieser neuen Perspektive nicht nur eine sicht- und greifbare, ‚anschauliche‘ Ergänzung bisherigen Wissens, sondern plötzlich auch deren Einbettung in einen so zuvor nicht gekannten Lebenszusammenhang.

Der entscheidende Einschnitt in das Verhältnis zum Material im Blick auf das, was Pomian „jenseits des Horizonts“ in *räumlicher* Hinsicht nennt, liegt für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hingegen vermutlich in den Objekten, die Captain Cook von seinen Forschungsreisen nach Europa zurückbringt.

der Theologie zur ‚Naturwissenschaft‘ in weniger als einer Generation (vgl. Christine Haug u.a. [Hrsg.], *Merkur und Minerva. Der Hallesche Verlag Gebauer im Europa der Aufklärung*, Wiesbaden 2014).

38 Vgl. grundlegend Alain Schnapp, *Die Entdeckung der Vergangenheit. Ursprünge und Abenteuer der Archäologie* (frz. Original: *La conquête du passé. Aux origines de l'archéologie*, Paris 1993), Stuttgart³ 2011, S. 201 ff., den zugrunde liegenden Wandel nennt er den „von den Antiquaren zur Archäologie“; sowie Dietrich Hakelberg/Ingo Wiwjorra (Hrsg.), *Vorwelten und Vorzeiten. Archäologie als Spiegel historischen Bewusstseins in der Frühen Neuzeit*, Wiesbaden 2010 (Wolfenbütteler Forschungen 124).

Bekanntlich unternahm Cook zwischen 1768 und 1780 drei Reisen in die Südsee (1768–71, 1772–75, 1776–80), nicht zuletzt mit dem Ziel, die bereits von den Geografen der Antike postulierte Existenz eines großen Südkontinents zu überprüfen, der für die Ausbalancierung der Nordhemisphäre der Erdkugel notwendig sei. Neben einem enormen Fortschritt im Bereich der Kartografie war daher Cooks wichtigstes Reiseergebnis der Beweis, dass dieser Südkontinent nicht existierte. Es gab keine *terra australis incognita*. Zugleich hatte ihn die britische Marine jedoch, nicht zuletzt aus militärischen Gründen, ausdrücklich beauftragt, auf seinen Reisen (insbesondere auf der dritten) Proben aus Flora und Fauna sowie Objekte aus dem Leben der dortigen Bewohner mitzubringen. Dafür entwickelten Cook und die ihn begleitenden Forsters, Vater Reinhold und Sohn Georg, sogar sowohl Richtlinien für eine gewissermaßen ‚Sammlungs‘- und ‚Tauschpolitik‘, die darauf zielte, möglichst systematisch vorzugehen und Zufallserwerbungen eher zu vermeiden, als auch strenge Regeln für die sie begleitenden Mannschaften zum Umgang mit den ihnen gegebenenfalls angebotenen Objekten.³⁹

Hier ist vor allem interessant, wie die gesammelten und nach Europa gebrachten Objekte in ihrer didaktischen Dimension für eine zeitgenössisch innovative akademische Lehre eingesetzt werden. An den beiden Reformuniversitäten der deutschen Aufklärung, Halle und Göttingen, wurden seit etwa 1770 materielle Kulturzeugnisse in den akademischen Unterricht mit einbezogen – in Halle vor allem solche aus der Antike (insbesondere Gemmen und Münzen; Objekte aus den Südseeereisen mit Cook zeigte Reinhold Forster den Interessierten in seiner Halle'schen Wohnung, schenkte dann aber die Mehrzahl der Universität Oxford), während in Göttingen bereits 1773 das erste deutsche „Akademische Museum“ eingerichtet wurde. Der von Johann Friedrich Blumenbach stammende und im von Lichtenberg herausgegebenen *Göttinger Taschen Calender* für 1779 gedruckte Aufsatz „Etwas vom Akademischen Museum in Göttingen“ berichtet zunächst von der Entstehung der Sammlung. Sie gehe ursprünglich auf „die bekannte Naturalien- und Münzen-Sammlung des verdienten Hrn. Prof. Büttners“ zurück; unter den Beständen hebt Blumenbach die „größern Thiere in Brantewein“ hervor, deren

39 So bestimmen schon die Regularien der ersten Reise, dass nur von Cook persönlich autorisierte Personen in Tausch- und Handelsgespräche mit den Eingeborenen eintreten durften; für den Gesamtkontext vgl. v.a. Brigitta Hauser-Schäublin/Gundolf Krüger (Hrsg.), *James Cook. Gaben und Schätze aus der Südsee* (dt./engl.), München 1998; Jutta Frings (Hrsg.), *James Cook und die Entdeckung der Südsee*, München 2009 [Ausst.-Kat. Bonn/Wien 2009] und Stephen Little/Peter Ruthenberg (Hrsg.), *Life in the Pacific of the 1700s: The Cook/Forster Collection of the Georg August University of Goettingen*, Honolulu 2006 [Ausst.-Kat. Honolulu/Canberra 2006, 3 Bde.], dieser Titel v.a. auch deshalb interessant, weil er zumindest partiell versucht, den Stellenwert der Alltagsgegenstände aus der Perspektive der Nachfahren ihrer Urheber zu verstehen.

Anzahl auf „mehrere Hunderte“ gehe, sowie „die große Kräutersammlung des Leibmed. von Hugo“ und die „sehr vollständige Sammlung Schweizer Pflanzen von der Hand des Herrn von Haller“.⁴⁰ Das eigentlich Entscheidende ist jedoch, wie bereits erwähnt, die damit verknüpfte didaktische Absicht: Blumenbach geht es darum, anhand *materieller Evidenz* biologische, anatomische, anthropologische Zweifelsfragen entscheiden zu können, also die Sammlung dazu zu nutzen, um sowohl aktuelle als auch traditionelle Wissenschaftshypothesen auf ihre Richtigkeit hin zu überprüfen, und darum, anhand dieser materiellen Zeugnisse auch die Studierenden der Göttinger Universität auszubilden. In diesem Sinne ist symptomatisch, wie es im (überaus verwickelt formulierten, sich über eine ganze Druckseite erstreckenden) Einleitungssatz seines Artikels heißt, nämlich

Es fällt schwer zu begreifen, wie man beym Studium der Naturgeschichte [...] erst so späte hat auf den Einfall gerathen können, Naturalien-Cabinette, *Archive der Natur* anzulegen, und die Belege zu sammeln, mittelst deren man die Natur *aus ihr selbst* studieren könnte.⁴¹

Und dann, wenige Passagen später und in ausdrücklicher Distanzierung von den Prinzipien der (in der zweiten Jahrhunderthälfte ja durchaus noch bestehenden) Kuriositätenkabinette:

Ueberhaupt wird der Werth eines Cabinets durch seine Nutzbarkeit, und diese theils durch die Vollständigkeit, theils durch die Art des Gebrauchs, den man davon machen darf, bestimmt. Aus der letzten Rücksicht werden nun vorzüglich akademische Cabinette wichtig, deren gänzliche Bestimmung dahin abzweckt, daß sie nicht *zum Prunck, sondern lediglich zum Gebrauch, zur Untersuchung und zum Unterricht* dienen sollen.⁴²

Insofern musste der Universität daran liegen, ihre Sammlungen (nicht zuletzt auch im Konkurrenzkampf um Studenten gegenüber anderen Hochschulen) zu vervollständigen.⁴³ Die Tatsache, dass Georg III. als englischen König aus dem Hause Hannover in Personalunion der für die Universität Göttingen zuständige Landesherr war, führte dazu, dass außer nach Oxford gerade an das dortige Akademische Museum eine große Anzahl der Objekte aus den Cook'schen Expeditionen gelangte und zu einer in der gesamten akademischen Welt Aufsehen erregenden Steigerung

40 [Johann Friedrich Blumenbach], Etwas vom Akademische Museum in Göttingen, in: Göttinger Taschen Calender vom Jahr 1779, Göttingen 1778, S. 45–57 (digitalisiert einsehbar unter <http://ds.lib.uni-bielefeld.de/viewer>; 1.10.2015); Zitate S. 48, S. 51.

41 Ebd., S. 45, die beiden Hervorhebungen zugefügt (TB).

42 Ebd., S. 47 f.; Hervorhebung zugefügt.

43 Vgl. hierzu umfassend den Katalog der einschlägigen Ausstellung zum 275-jährigen Bestehen der Universität, *Dinge des Wissens. Die Sammlungen, Museen und Gärten der Universität Göttingen*, Göttingen 2012, dort auch zahlreiche weitere Literaturhinweise.

von dessen Attraktivität führte. Hier gibt es erstmals etwas, was man die Be-Greifbarkeit der kulturellen Differenz nennen könnte, und was neben der visuellen und haptischen Evidenz antiker materieller Zeugnisse eine spektakuläre Verwendung im akademischen Unterricht finden kann.

Inszenierte Materialität

Auf einen dritten Bereich materieller Diskurse soll in unserem Zusammenhang noch hingewiesen werden, nämlich den, der sich im Alltagsleben und dementsprechend auch in dessen narrativen Umsetzungen findet. Dass Objekte im Sinne sozialer Repräsentation ‚sprechen‘ können, ist den Zeitgenossen stets bewusst. Dort, wo „all the corners of an expanding colonial empire“ zusammentreffen und so die Warenzirkulation vereinfachen, in London, hatte der *Spectator* bereits 1712 auf die zunehmende Internationalisierung der Lebens- und Einrichtungsgewohnheiten in eleganten bürgerlichen Haushalten – voll von ‚useful‘, ‚convenient‘ und ‚ornamental‘ *commodities* – hingewiesen; hier heißt es unter anderem:

The Food often grows in one Country, and the Sauce in another. The Fruits of *Portugal* are corrected by the Products of *Barbadoes*: The Infusion of a *China* Plant sweetened with the Pith of an *Indian* Cane: The *Philippick* Islands give a Flavour to our *European* Bowls. The Single Dress of a Woman of Quality is often the Product of an hundred Climates. [...] Our rooms are filled with Pyramids of *China*, and adorned with the Workmanship of *Japan*; Our Morning's-Draught comes to us from the remotest Corners of the Earth: We repair our bodies by the Drugs of *America*, and repose ourselves under *Indian* Canopies.⁴⁴

Und in der Gegenüberstellung von ‚nature‘ und ‚traffick‘ kommt der Artikel zu dem Schluss:

Nature indeed furnishes us with the bare Necessities of Life, but Traffick gives us a great Variety of what is useful, and at the same time supplies us with every thing that is Convenient and Ornamental.

Einer vergleichbaren Beobachtung, wenn auch verbunden mit einer expliziten sozialen Bewertung, entspringt das Mäßigungsgebot der Leipziger Moralischen Wochenschriften. Guglielmo Gabbiadini weist, ebenfalls für das erste Drittel des

44 Joseph Addison in: *The Spectator* 1 (1712), S. 393–395, hier zit. nach Baird/Ionescu, *Eighteenth Century Thing Theory* (wie Anm. 4), S. 1; dort auch weitere Hinweise auf entsprechende englische Diskurse der Zeit.

18. Jahrhunderts, auf die dort propagierte Nüchternheit der Lebensführung und ihren Modellcharakter für jeden tugendhaften Jüngling hin und zitiert einen programmatisch zu verstehenden Text aus dem *Biedermann* von 1727, „Ich beschreibe itzo nur seine [= des Freundes Sophroniscus] Haußhaltung, die er sparsam aber nicht karg; ordentlich, aber nicht eigensinnisch eingerichtet hat. [...] Verschwendung und Üppigkeit sind bey meinem Freunde gantz unerhörte Dinge“. Das gilt genderübergreifend: auch das „geputzte“ Zimmer von Euphrosyne ist „mit keinem Überflusse von Gläsern und Porcellan-Aufsätzen enge gemacht; man siehet kein halbes Dutzend Spiegel darinn hangen, [...] doch ist alles sauber und nett“. Die Raumkonstitution wird, wie Gabbiadini zusammenfasst, „zur Chiffre eines Lebensstils und einer gesamten Lebensphilosophie; die Materialität der beschriebenen Objekte erweist sich als objektive Entsprechung eines moralischen Werte-Horizonts“. ⁴⁵

Für das Jahrhundertende und im Blick auf die Materialitätsdiskurse der Weimarer Klassik hat 2012 die vielbeachtete Ausstellung „Kultur des Sinnlichen“ Maßstäbe gesetzt. Zu verweisen ist dabei nicht nur auf die ‚anschauende Erkenntnis‘ bei Goethe und dessen bekannte eigene Sammlungstätigkeit, die auf die Kraft des unmittelbaren Kontaktes mit materiellen Objekten setzt, sondern auch auf die Inszenierung von Räumen, mit deren Hilfe die eigene Individualität unterstrichen, aber auch das Verhältnis zur Moderne und der soziale Status bestimmt werden. ⁴⁶ Ein sich durchsetzendes neues Einrichtungsparadigma wie das der Simplizität „als Ausdruck eines neuen Lebensentwurfs und einer nicht mehr auf Repräsentativität zielenden Wohnkultur“ kann unter solchen Umständen dazu führen, dass der adlige Salon einer Herzogin (Anna Amalias Weimarer Wittumspalais) zu einer Art ‚Schauraum‘ der neuesten Modewaren und zum „Labor einer bürgerlichen Selbstverständigung“ werden kann. ⁴⁷ Räume, Raumgestaltungen mit als signifikant konzipierten materiellen Objekten verschränken sich dabei mit Lebensstilen und Wissensformen. ⁴⁸

Was hier im Alltag der Zeit realisiert wird, kann aber natürlich auch auf einer Textebene Verwendung finden und ‚Dinge‘ narrativ einsetzen, um eine bestimmte soziale Situation zu charakterisieren. Sophie von La Roche, die in der von ihr her-

45 Vgl. unten den Beitrag von Guglielmo Gabbiadini, *Prekäres Wissen, Materialität der Tugend und Nachhaltigkeit des Glücks*, S. 33–52, Zitate S. 45, 46.

46 Vgl. Sebastian Böhmer/Christiane Holm u.a. (Hrsg.), *Weimarer Klassik. Kultur des Sinnlichen* [Ausst.-Kat. Schiller-Museum Weimar, März–Juni 2012], Berlin/München 2012.

47 Andreas Beyer, *Schlichtheit der Form, Reichtum der Gedanken. Sitz- und andere Denkgelegenheiten der Weimarer Klassik*, in: ebd., S. 156–165, Zitate S. 158.

48 Vgl. Gertrud Lehnert/Brunhilde Wehinger (Hrsg.), *Räume und Lebensstile im 18. Jahrhundert. Kunst-, Literatur-, Kulturgeschichte*, Hannover 2014.

ausgegebenen Zeitschrift *Pomona für Teutschlands Töchter* 1783 „Antworten auf Fragen nach meinem Zimmer“ gibt und dabei detailliert die genau kalkulierte Art und Anordnung der Wanddekoration in ihrem (faktischen oder fiktionalen) Wohnzimmer schildert, mag hier als Beispiel dienen;⁴⁹ ebenso mag einem die Schilderung des ‚ägyptischen‘ Raumes in *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1795/96) in den Sinn kommen, in dessen Wände man „größere Sarkophagen“ und „kleinere Öffnungen, mit Aschenkästchen und Gefäßen geschmückt“ erkennen kann und vor dessen Tür das Marmorbild auf einem prächtigen Sarkophag das Motto „Gedenke zu leben“ trägt.⁵⁰ Materialität lässt sich hier als narrativ inszeniert verstehen und verweist auf ein ganzes System semiotischer Signifikanten – nicht zuletzt auch als Umgang mit Objekten der Vergangenheit.⁵¹

Die hier versammelten Beiträge gehen auf eine Tagung zurück, die im Mai 2013 unter dem Titel „Materialität von Aufklärung und Volkskultur: Bücher, Bilder, Praxen“ insbesondere deutsche und französische, aber auch italienische und brasilianische Forscher und Forscherinnen – nicht zuletzt auch jüngere – in Wittenberg versammelt hat. Die Tagung gehörte zu einem deutsch-französischen Forschungsprojekt, das unter der Ägide des CIERA (Centre interdisciplinaire d'études et de recherches sur l'Allemagne, Paris) mit dem übergeordneten Titel „Elitewissen und Volkskultur in den deutschsprachigen Ländern (1740–1795) / La dichotomie entre savoirs des élites et cultures populaires dans les pays de langue allemande (1740–1795)“ unterschiedliche Formen ‚elitären‘ und ‚populären‘ Wissen in der Aufklärung untersucht hat.⁵²

49 Vgl. Matthias Hahn, Ein Bild- und Bildungsprogramm. Sophie von La Roches ‚Antworten auf Fragen nach meinem Zimmer‘, in: ebd., S. 33–63, zuvor dazu bereits Gerhard Sauder, ‚Fräulein von Sternheim‘ im Spiegel: Romance de Mesmons empfindsame Romantheorie, in: Monika Schmitz-Emans u.a. (Hrsg.), *Komparatistik als Humanwissenschaft. Festschrift zum 65. Geburtstag von Manfred Schmeling*, Würzburg 2008, S. 159–179.

50 VIII, 5; vgl. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman (hrsg. v. Hans-Jürgen Schings) = Goethe, *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens* (Münchner Ausgabe), Bd. 5, München 1988, S. 541 f.

51 Vgl. hierzu auch die umfassende Studie zu den ‚überflüssig gewordenen‘ Objekten in der Literatur: Francesco Orlando, *Gli oggetti desueti nelle immagini della letteratura: Rovine, reliquie, rarità, robaccia, luoghi inabitati e tesori nascosti* [1993], erw. Neuausgabe, hrsg. v. Luciano Pellegrini, Torino 2015.

52 Vgl. www.ciera.fr/ciera/la-dichotomie-entre-savoirs-des?lang=fr (1.3.2016); die anderen aus den Tagungen des Projekts entstandenen Publikationen sind *Des diables et des spectres: croyances et jeux littéraires* (= *Cahiers d'Etudes Germaniques* 62, 2012, articles réunis par Françoise Knopper et Wolfgang Fink) und dies. (Hrsg.), *Das Abseits als Zentrum. Autobiographien von Außenseitern im 18. Jahrhundert*, Halle 2016; zu den Vorträgen und der anschließenden Diskussion der dem vorliegenden Sammelband zugrundeliegenden Tagung vgl. die Protokolle unter <https://ciera.hypotheses.org/719> (1.3.2016).

In diesem Rahmen wurden zahlreiche der oben skizzierten Gesichtspunkte in Einzelstudien thematisiert. Die beiden ersten Beiträge zeigen, wie bereits in der ersten Jahrhunderthälfte die Verfasser Moralischer Wochenschriften Gewährsmänner einer andersartigen Form von Wissen sind und sich eine ‚Materialität der Tugend‘, u.a. mittels fingierter Briefe, narrativer Charaktere und Anekdoten, und zwar drucktechnisch im Quartformat bei halben Bogen (also auf vier Seiten) niederschlägt (Gabbiadini) bzw. sich Wissen in der Kantate und damit nicht nur in Schriftzeugnissen, Visualisierungen und Handlungsprozessen, sondern auch in klanglicher Form realisiert (Heigel). Im ‚Papiernen Zeitalter‘ lässt sich hingegen nicht selten eine Koppelung von Schrift- und Dingmedien (etwa von Briefen und mitgesendeten Gaben) und damit eine neue Relation von Texten und Dingen (Holm) bzw. der Rekurs auf eine Oralität nach griechischem Vorbild als Alternative zum papiergebundenen ‚Meer der Gelehrsamkeit‘ beobachten (Solanki). David Syrový fragt, wie genau sich ‚materiell‘ die österreichische Bücherzensur vollzieht, während in einem größeren thematischen Block drei Untersuchungen (Heinz, Golob, Fuchs) unterschiedliche Aspekte des Schreiben- und Lesenlernens, der Fibel im Unterricht, aber auch als Text bei Jean Paul, in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen stellen und mit entsprechenden Abbildungen (Heinz) bzw. statistischen Auswertungen (Golob) untersetzen. Im Blick auf den akademischen Unterricht, vor allem im Rahmen der Geschichtswissenschaft in Göttingen, behandelt André de Melo Araújo die Evidenz materieller Zeugnisse. Vor allem Abbildungen spielen dabei eine wichtige didaktische Rolle sowohl bei Gatterer als auch bei Blumenbach und Heeren; Blumenbach nutzt sein Korrespondentennetzwerk beispielsweise, um sich aus St. Petersburg eine „Probe vom Borstenhaar des *Elephas primigenius* aus *Kamtschatka*“ zusammen mit einem „Porträt des Prinzen von *Nukahiwah*“ sowie eine Abbildung des „langhaarichten Orangutang von Borneo“ zusenden zu lassen.⁵³ In ihrem Beitrag problematisiert Ina Mittelstädt die Materialisierung von aufklärungsprogrammatischen Vorstellungen im Wörlitzer Park. Die beiden abschließenden Texte behandeln die Thematisierung von (inszenierter wie buchhistorischer) Materialität im Kontext populärer Texte: in Handwerkerautobiographien (Pauline Landois) bzw. in Bauernkalendern (Norbert D. Wernicke).

Abschließend bleibt die angenehme Pflicht, den beteiligten Personen und Institutionen Dank zu sagen: in erster Linie den Autorinnen und Autoren, die ihre Kolloquiumsbeiträge in überarbeiteter und häufig erweiterter Form für die Publikation

53 Vgl. unten den Beitrag von André de Melo Araújo, Visuelle Evidenz. Materielle Zeugnisse und Visualisierungsstrategien als wissenschaftliche Grundlage des weltumfassenden historischen Denkens im Göttingen der Spätaufklärung, S. 187–217, Zitat S. 213.

in diesem Band zur Verfügung gestellt haben, sodann den Inhabern von Abbil-
dungsrechten, die die Druckerlaubnis erteilt haben, dem CIERA (Centre inter-
disciplinaire d'études et de recherches sur l'Allemagne) Paris für die Förderung des
Gesamtprojektes und anschließend auch für eine Beteiligung an den Druckkosten
dieses Bandes, der Stiftung Leucorea in Lutherstadt Wittenberg, in deren Räumen
und mit deren Förderung die Tagung abgehalten werden konnte, sowie der Univer-
sität Halle, die den größten Teil der Druckkosten dieses Bandes übernommen hat.
Ihnen allen sei herzlich für ihre Unterstützung gedankt.

Die Diskussion um die Materialität von Literatur und Wissen hat in den letzten Jahren auch im Blick auf das 18. Jahrhundert und die Aufklärung an Gewicht gewonnen. Drei Bereiche lassen sich dabei unterscheiden: die Materialität von Büchern (z. B. ihre Ausstattung, die Art des Druckes, ihr Format, die Qualität der Illustrationen), die Materialität von Gegenständen im Bereich der aufklärerischen Wissensproduktion (z. B. die Objekte der Antike, aber auch von zeitgenössischen Reisen), sowie die Formen einer inszenierten Materialität, häufig gekoppelt an Ordnungs- und Moralvorstellungen und in realen Räumen ebenso wie in fiktionalen Texten.

Die zwölf Fallstudien des vorliegenden Bandes analysieren Beispiele aus allen drei Bereichen, von der Materialität von Büchern der Gelehrten- wie der Populärkultur (Schreiblern-Fibeln, Bauernkalender, Handwerkerautobiographien) über die Rolle von Expeditionszeugnissen im akademischen Unterricht bis zu Formen realer und imaginierter

Materialität im ‚papierenen Zeitalter‘. Eine ausführliche Einleitung situiert die Studien in einem übergeordneten Zusammenhang.

Der Band ist der vierte einer Reihe, die die Ergebnisse der Tagungen einer deutsch-französischen CIERA-Forscherguppe zum Verhältnis von populärem und gelehrtem Wissen im 17. und 18. Jahrhundert veröffentlicht, aber auch allen Forschungsarbeiten zu einschlägigen Themen offensteht. Die Autorinnen und Autoren des Bandes sind Germanisten, Kulturwissenschaftler und Historiker.

